

KULTUR

18

AUF SPEED

Hans-Christian Dany's temporeiche Kulturgeschichte der Schnellmacherpillen.

14

LIVERPOOL LIVE

Die europäische Kulturhauptstadt 2008 hat mehr zu bieten als Beatles-Nostalgie.

15

GISELA ELSNER Im Roman «Otto der Grossaktionär» aus den achtziger Jahren sah die 1992 verstorbene Autorin die Exzesse der neoliberalen Arbeitsgesellschaft voraus. Nun ist der Roman endlich veröffentlicht. Er zeigt ein erschreckend präzises Bild der Gegenwart.

Wenn Otto sich vertilgt

Von Martina Süess

Liebenswert ist dieses Wesen, das einen zwischen den Deckeln des kleinformatigen Taschenbuchs erwartet, nicht: Otto stinkt. Er stinkt bestialisch. So sehr, dass sich die Leute nach ihm umdrehen und in geschlossenen Räumen die Fenster aufgerissen werden, sobald er eintritt. Ausserdem ist sein Gesicht überzogen von einem rosaroten Hautausschlag. Die Attribute, die Otto charakterisieren, sind ekelerregende Eigenschaften par excellence.

Blick auf den Mercedes

Doch was andere schamvoll in die soziale Isolation treiben würde, lässt Otto ungerührt. Mit grossspuriger Sicherheit schreitet er durch die ersten Kapitel. Denn Otto weiss, wer er ist. Und er ist wer. Zwar kein Grossaktionär, wie es der Titel verspricht, aber auch als einfacher Arbeiter besitzt er fünf Aktien «seiner» Firma und kassiert regelmässig Dividende.

Zwar reichen diese nicht einmal aus, um in seiner Stammkneipe eine ordentliche Runde auszugeben. Aber allein die Tatsache, dass Otto ein kleines bisschen Mitinhaber der Firma ist, stellt ihn praktisch auf eine Stufe mit dem Firmendirektor und verhilft ihm zu einer Identität. Sollten ihn dennoch einmal Zweifel plagen, hilft ein Blick auf seinen schwarzen Mercedes, «der sich, wie gesagt, nur bei genauerem Hinschauen von dem gepanzerten schwarzen Mercedes des Direktors der Ungeziefervertilgungsmittelfabrik unterschied».

«Otto der Grossaktionär» ist der einzige Roman von Gisela Elsner, der nach seinem Protagonisten benannt ist. Vielleicht ist es überhaupt der einzige ihrer Romane, bei dem von einem Protagonisten im eigentlichen Sinn die Rede sein kann. Typisch für diese Autorin sind Figuren, die so unsympathisch sind, dass jede Anteilnahme an ihrem Schicksal ausgeschlossen ist. Und die so holzschnittartig grotesk

vorgeführt werden, dass sie nicht wie Personen, sondern vielmehr wie Funktionen eines unheimlichen Prozesses, genannt «Gesellschaft», wirken.

Auch wenn er nicht gerade aus dem Rahmen fällt, steht Otto also eher schräg im Gesamtwerk der Autorin. Denn trotz seines abstossenden Körpers und seiner

plumpen Selbstdarstellung, mit der er zu Beginn des Romans auftritt, ist er ein Sympathieträger; sein unaufhaltsamer Abstieg weckt Mitgefühl.

Als Angestellter einer Pestizidfabrik besteht seine tägliche Aufgabe darin, Käfige voller Ungeziefer mit einer bestimmten Dosis Gift zu bestreuen, um die tödliche Wirksamkeit dieses Produkts zu überprüfen. Dass es sich beim Ungeziefer nicht nur um Läuse und Wanzen, sondern auch um grössere Tiere wie Mäuse, Ratten und Hunde handelt, deutet bereits an, wie in dieser Firma durch eine Verschiebung der Begriffe die Grenze zwischen Lebenswerten und lebensunwerten Kreaturen neu gezogen wird. Die «Tierpfleger», wie die ArbeiterInnen dieser Abteilung euphemistisch bezeichnet werden, vergiften nämlich nebenbei auch sich selber. Hautausschlag, chronischer Husten, krächzende Stimmen und verätzte Atemwege sind neben dem grauen-



Die Visionärin: In einem bis anhin unbekanntem Roman hat Gisela Elsner die Zumutungen der flexibilisierten Arbeitswelt vorausgeahnt.

100 WÖRTER



Wachsende Schweden

Im dreizehnten Jahrhundert waren die Schweden erst einen Meter gross und in ganz Europa unbeliebt. Sie machten mit ihren Schlauchbooten die Küsten unsicher und pöbelten in Hafenkneipen und Strandlokalen, dass es eine Art hatte. Sie hinterliessen offene Rechnungen, beschädigtes Mobiliar und allgemeine Verzweiflung. Ganze Landstriche verödeten, weil sich die Küstenbewohner landeinwärts verschoben, um endlich wieder Ruhe zu haben. So geriet das Strandleben während vieler Jahrhunderte völlig in Vergessenheit, und Europa vergass die Schweden, bis sie eines Tages zwei Meter gross waren und um Aufnahme in die EU nachsuchten. Man liess sie herein, und seither sind sie noch einmal kräftig gewachsen.

STEPHAN PÖRTNER ist Krimiautor («Köbi der Held») und lebt in Zürich. Für die WÖZ schreibt er Geschichten, die aus exakt 100 Wörtern bestehen.

erregenden Körpergeruch die üblichen Symptome, die für das Privileg, einen Arbeitsplatz zu haben, in Kauf genommen werden. Dabei sind sich die TierpflegerInnen durchaus bewusst, welchen Preis sie bezahlen: «Der Nachteil an diesen Arbeitsplätzen ist nur der, dass wir, je länger wir malochn, umso gründlicher vertilgt werdn», konstatiert eine Arbeiterin.

Unternehmer seiner selbst

Dass die Grenzen zwischen Ungeziefer, Tier und Mensch in diesem Betrieb fließend und flexibel sind, wird noch deutlicher, als das Unternehmen die Produktion von Pestiziden auf Terrorismusbekämpfungsmittel umstellt.

Die «Tierpfleger», wie die ArbeiterInnen bezeichnet werden, vergiften nämlich auch sich selber.

Im C-Trakt, inoffiziell «Auschwitzel» genannt, wird das neue Produkt an freiwilligen Versuchspersonen getestet. Für hundert Mark lässt sich Otto regelmässig bis zur Bewusstlosigkeit mit der Anti-Terror-Substanz einsprühen und nimmt die Nebenwirkungen stoisch hin. Er ist stolz, dass er zu den Ersten gehörte, die sich durch ihre «Risikobereitschaft» für diese begehrte Aufgabe qualifiziert haben.

Das Erstaunliche an diesem Roman ist, dass er bereits in den achtziger Jahren geschrieben wurde, lange bevor in Deutschland mit vom Neoliberalismus inspirierten Reformen wie «Hartz IV» jeder und jede zum «Unternehmer seiner selbst» bestimmt wurde und damit sämtliche Risiken der Marktwirtschaft zunehmend auf die ArbeitnehmerInnen geschoben wurden. Doch was passiert bei einem solchen Selbstunternehmen im Falle von Insolvenz? Schliesslich handelt es sich nicht um GmbHs, sondern um Personen, die von ihrem Bankrott vollumfänglich betroffen sind. Was macht die neoliberale Gesellschaft mit bankrotten Subjekten?

Elsners Satire liefert eine bittere Antwort: ausmerzen! Wenn sich der Liberalismus des 19. Jahrhunderts die Menschen als Tiere

→ Seite 14

GISELA ELSNER (1937–1992)

Mit ihrem ersten Roman, «Die Riesenzwerg» (1963) gelang Gisela Elsner der internationale Durchbruch. Es folgten sieben weitere Romane, unter anderem «Abseits», «Der Nachwuchs», «Der Punktsieg», «Das Wind-ei», sowie Erzählungen, Aufsätze und Hörspiele. Ihr Werk ist durchdrungen von Ekel vor dem Bürgertum der Nachkriegszeit, ihre schonungslose Sprache erinnert an die jüngere Kollegin Elfriede Jelinek, mit der sie oft verglichen wird.

Elsner wurde 1937 in Nürnberg geboren, lebte als freie Schriftstellerin in

Frankfurt, Rom, London, Paris, Hamburg, New York und München, war Mitglied der Gruppe 47, des PEN-Zentrums der BRD und der Kommunistischen Partei Deutschlands. Trotz zahlreicher internationaler Auszeichnungen konnte sie mit ihren späteren Romanen nicht an den Erfolg ihres Debüts anknüpfen, was an ihrer stilistischen Originalität, aber auch an ihrer politischen Einstellung gelegen haben mag. Sie nahm sich 1992 in München das Leben.

Zu ihrem 10. Todestag startete der Verbrecher-Verlag Berlin mit der Neu-

auflage von «Die Zähmung» eine Werkschau, die 2006 mit «Das Berührungsverbot» und 2007 mit der Erstveröffentlichung von «Heilig Blut» fortgesetzt wurde. Nun erscheint zum ersten Mal der Roman «Otto der Grossaktionär», den Elsner in den achtziger Jahren geschrieben haben muss, den sie jedoch, obwohl er als fertiges Manuskript vorlag, zeitlebens verschwiegen. Man darf sich über die Wiederentdeckung dieser Autorin freuen, die unter der Herausgeberschaft von Christine Künzel hoffentlich bald weitergeführt wird.

KULTUR

→ Fortsetzung von Seite 13

dachte, die durch Dressur zu wertvollen arbeitenden BürgerInnen diszipliniert werden können, so sind die Menschen dieser Pestizidfabrik nur noch Ungeziefer, das vertilgt werden muss. Oder noch besser: Man dressiert das Ungeziefer dazu, sich selber zu vertilgen, und erzielt aus dieser Vertilgung noch Profit.

Vom Proletariat zum Prekariat

Im Nachwort weist die Herausgeberin Christine Künzel darauf hin, wie hellichtig Elsner die Entwicklung vom Proletariat hin zum Prekariat analysierte. Doch warum, so lautet für Künzel die zentrale Frage dieser posthumen Publikation, «hat Elsner die Existenz dieses so gut wie druckfertigen Manuskripts verschwiegen»? Eine mögliche Antwort sieht sie in der Tatsache, dass Elsner hier zum ersten Mal nicht über ihr eigenes Milieu schreibt. Selber Tochter eines Firmenchefs, betreibt sie in ihren Romanen gewöhnlich die bissige Demontage ebener Schicht, aus der sie stammt. War sie mit dem Absteher in die Unterschicht unzufrieden?

Gewisse Bedenken liegen auf der Hand: Ist es angebracht, diesen mitleid- und ekelregenden Otto und seine ebenso erbärmliche Frau als dumme

Opfer des Kapitalismus zu betrachten und sie dadurch in die Nähe von unverständigen Tieren zu rücken? Bei aller Empörung über menschenverachtende Arbeitsbedingungen muss man sich ja auch fragen, warum Otto die tägliche Dosis Tiergift nicht ausreicht und er

Warum nur hat Elsner die Existenz dieses so gut wie druckfertigen Manuskripts verschwiegen?

sich noch zusätzlich als Testperson zur Verfügung stellt. Glücklicherweise verzichtet Elsner auf eine simple, vulgär-marxistische Erklärung. Es ist nicht so sehr das Geld, es ist auch nicht die unmittelbare materielle Not, die bei Otto zu Existenzängsten führt. Er nagt nicht am Hungertuch, und seine Wohnung – ausgestattet mit allen kleinbürgerlichen Attributen des Wohlstands wie Sektgläsern, Sofa und grossformatigem Farbfernseher – strahlt keineswegs den pittoresken Charme einer proletarischen

Lotterbude aus, sondern ist eher ein Billigimitat der Direktorenvilla.

Was Ottos Existenz, nachdem er seine Arbeit verloren hat, bedroht, ist nicht das ausbleibende Gehalt. Der Roman ist in dieser Hinsicht deutlich: Es ist Ottos Identität, die kollabiert. Wenn Elsners Analyse zutrifft, wäre das eigentlich Raffinierte dieses Systems, dass sich selbst der Unterdrückteste noch als Unternehmer identifiziert und sich deshalb, sobald er nicht mehr rentiert, statt für ein menschenwürdiges Dasein für die Liquidierung des Betriebs, sprich für seine eigene Vernichtung, einsetzt.

Obwohl sich der Roman mit Anspielungen an die Biopolitik des Dritten Reiches hart an der Grenze zur Polemik bewegt, gelingt Elsner die Gratwanderung. Die düstere Prognose kommt undogmatisch und mit der bitterbösen Heiterkeit daher, die ihre Satiren auszeichnen, und ist bei aller Schwere ein unterhaltsames Lesevergnügen.



GISELE ELSNER: «Otto der Grossaktionär». Roman. Verbecher Verlag, Berlin 2008. 176 Seiten. Fr. 25.90.

MANO NEGRA**Chronik einer Reise**

Mit einem ausrangierten Zug durch die kolumbianischen Provinzen zu fahren – eigentlich ein Himmelfahrtskommando. Nicht nur weil oft ein Waggon aus den Gleisen springt, sondern weil Kolumbien eines der gefährlichsten Länder auf Erden ist. Siebzig FranzösisInnen, darunter die MusikerInnen von Mano Negra (mit ihrem Sänger Manu Chao) und die French Lovers, wagten diesen Trip vor fünfzehn Jahren. Auf militärischen Schutz hatten sie verzichtet und wurden stattdessen von kolumbianischen Bahnarbeitern begleitet. Gratisvorstellungen, so das Argument der französischen Gäste, seien ausreichende Garantie für die eigene Sicherheit. Sie behielten Recht, die sechswöchige Fahrt blieb friedlich.

Ramón Chao, Vater des Mano-Negra-Sängers, begleitete den Zug als Chronist. Seine Aufzeichnungen sind wie die Reise selbst: Der Anfang ist befremdlich. In den Waggons gibt es weder fließend Wasser noch Scheiben, nachts ist es oft bitterkalt, und die Moskitos stechen selbst durch Jeans. Chao ist das Leben der Ärmsten nicht gewohnt. Hinderlich

war das offenbar nicht. Er schreibt Berichte aus einem Land, das aus den Fugen geraten ist, und integriert bissende Sozialkritik. In diesen Teilen läuft Chao zu Bestform auf. Er fühlt sich aber auch verpflichtet, belanglose Streitigkeiten und Liebesaffären festzuhalten, und dabei übersieht er fast die Tücken der Reise. Kurz bevor der Zug ein besonders gefährliches Guerillagebiet durchquerte, wollten etliche KünstlerInnen aussteigen. Die Bahnarbeiter konnten sie aber zum Weitermachen überreden. Denn für die KolumbianerInnen war der Zug ein Friedenssymbol. «Dieser Wunsch, zu flüchten, der überall zu spüren ist, ist erschreckend», so Chao. *Stefan Otto*



RAMÓN CHAO: «Ein Zug aus Eis und Feuer». Aus dem Französischen von Andrea Scheuert. Edition Nautilus, Hamburg 2008. 220 Seiten.

SPEED Reflexionen zum Treibstoff des 20. Jahrhunderts im Zeichen von Geschwindigkeit, Leistung und Selbstentgrenzung. Ein Streifzug durch die Geschichte des Amphetamins mit Hans-Christian Dany.

Fr. 27.50.

Jede Zeit hat ihre Droge

Von Michael Saager

In Söhnke Wortmanns Fussball-Schmonzette «Das Wunder von Bern» spielt das Gerücht keine Rolle. Natürlich nicht. Obwohl bereits vor über fünfzig Jahren im Ausland geraunt worden war, die deutsche Nationalmannschaft sei für ihren überraschenden 3:2-Sieg bei der Fussball-WM 1954 gegen Ungarn zuvor mit Speed gefixt worden, wird der Verdacht erst im Jahr 2004 in einer Fernsehreportage erneut Thema.

Der Hamburger Autor, Künstler und Kurator Hans-Christian Dany nimmt in seinem Buch «Speed. Eine Gesellschaft auf Droge» den Faden kurz auf und erzählt von den engen Kontakten des Exreichstrainers und NSDAP-Mitglieds Sepp Herberger zur Luftwaffe.

Speed sorgt noch bei der Verrichtung der stupidesten Tätigkeit für den allergrössten Lustgewinn.

Im «Dritten Reich» wurde Amphetamin als Stimulans für Soldaten benutzt. Dany schreibt: «Warum soll der ehrgeizige Asket, der im knöchellangen Ledermantel wie ein flügelahmer Bussard aussah, nicht auf die naheliegende Idee gekommen sein, ein biomilitärisches Verfahren auf Fussball zu übertragen. Eine Möglichkeit, die juristisch zu diesem Zeitpunkt noch kein Problem darstellte.» Ja, warum eigentlich nicht? Was machbar ist, geschieht meist auch.

Körper in Alarmbereitschaft

Dem Autor geht es nicht wirklich um eine nachträgliche Demontage des Fussballmärchens, zumal sich der Verdacht bis heute nicht hat erhärten lassen. Indessen fügt sich die WM-Anekdote bestens in den Gesamtrahmen seiner Drogenkulturgeschichte, die auch deutliche literarische Züge trägt. Was sie sehr viel spannender und sicher auch um einiges lesbarer macht als manch trockenes Sachbuch: «Tiefer durchatmen, gezielter denken, schöner geformt sein, schärfer schiessen und schneller arbeiten – das sind Wünsche, die mit dem Stoff in Erfüllung gehen sollen.»

Der «Stoff» kennt zahlreiche Abwandlungen und trägt viele Namen: Chrystel Meth, Pep, Yaba, Speed und ein paar weitere. Man mag die eine oder andere Bezeichnung aus dem beschleunigten Clubnachtleben der Gegenwart



«Onetwothreefour»: Unsteten kreativen Geistern wie dem Sänger John Lydon (hier in seiner Inkarnation als Sex-Pistols-Sänger Johnny Rotten mit Sid Vicious am Bass) half Speed bei der Verrichtung ihrer Arbeit enorm.

mit seinen selbstentgrenzenden Tendenzen kennen. Dort passt der Stoff bestens hin, vervielfacht er doch die Energien beziehungsweise mobilisiert sämtliche Kraftreserven des Körpers, indem er ihn biochemisch betrachtet in höchste Alarmbereitschaft versetzt. Bei hoher Dosierung geraten die KonsumentInnen in Euphorie, mitunter in Ekstase. Erheblich billiger als Kokain ist Speed auch – kein Wunder, dass es so beliebt ist, zumal bei Menschen mit wenig Geld. Deshalb gilt Speed in den USA bis heute als ausgesprochene White-Trash-Droge. Die Nebenwirkungen verschweigt Dany nicht: Schädigung von Leber und Nieren, Schlaflosigkeit, harte Depressionen, Angst- und Wahnvorstellungen, psychische Abhängigkeit und so fort.

Jede Droge hat ihre Zeit oder umgekehrt. Und Amphetamin, das ist einer der Hauptgedanken Dany's, ist diejenige Substanz, die sich am besten in den Erwartungsrahmen solcher Gesellschaften

fügt, in denen hoher Leistungsdruck und hohe Leistungsbereitschaft direkt verkoppelt sind mit immer höheren Geschwindigkeiten der Produktionssphäre und des Lebens an sich. Amphetamin ist in anderen Worten die Substanz des 20. Jahrhunderts; seine Karriere hat viel mit der Industrialisierung und der immer stärkeren Kapitalisierung der Welt zu tun. Deshalb wird Amphetamin in diesem Buch, für das Dany acht Jahre recherchiert hat, als zentrale Metapher der letzten hundert Jahre behandelt.

Von der Kriegs- zur Wahrheitsdroge

Kaum noch übertrieben scheint diese Behauptung, wenn man den Autor erst begleitet hat auf seiner lebendigen, durch kurze Hauptsätze tempostark in Szene gesetzten, jedoch immer auf Distanz zum Gegenstand bleibenden Spurensuche. Bereits 1887 vom rumänischen Chemiker Lazar Edleuan an der Universität in Berlin synthetisiert,

wird Amphetamin seit den dreissiger Jahren von US-amerikanischen Pharmafirmen unter dem Namen Benzedrine vermarktet – zunächst als Asthmamittel, wenig später verkauft man es als aufputschendes Medikament gegen Narkolepsie und leichte Depressionen. Zweckentfremdungen für den privaten Gebrauch bleiben nicht aus.

Im Zweiten Weltkrieg von Deutschland und Japan massenweise bei Kampfhandlungen eingesetzt, gelangt Amphetamin nach dem Krieg über abhängige Veteranen verstärkt in die Zivilgesellschaft. Ferner entdeckt man seine appetithemmenden Wirkungen; und amerikanische Geheimdienste sind versucht, es als Wahrheitsdroge zu instrumentalisieren, allerdings erfolglos: Mehr als «selbstbezügliche Wortknäuel» kommen nicht aus den Mündern der unfreiwilligen Versuchspersonen. Seit den späten achtziger Jahren kicken Amphetamine – unter anderem auch

der enge Verwandte Ecstasy – die TänzerInnen in den Clubs, und Kinder mit Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung (ADS/ADHS) bekommen den amphetaminähnlichen Stoff Ritalin verabreicht, um sich besser konzentrieren zu können. Ob in seinen illegalen Varianten oder den legalen – überall, wo man hinschaut, taucht es auf, und immer scheint es vor allem um eines zu gehen: um Leistungssteigerung. Was Dany nicht besonders schmeckt, auch wenn er sich mit Werturteilen weitgehend zurückhält. Dafür fabriziert er Bilder subtilen Humors, die ihrerseits eine deutliche Sprache sprechen: Speed sorgt noch bei der Verrichtung der stupidesten Tätigkeit für den allergrössten Lustgewinn. So bewerben findige amerikanische Pharmafirmen in den siebziger Jahren «die Frischmacher» als «Mutters kleine Helfer», weil sie, so Dany, «die Menschen bevorzugt in vor Glück strahlende Putzteufel» verwandeln.

KünstlerInnen auf Speed

Etwas zu viel Raum im Buch beansprucht der Einfluss von Speed auf die grellbunte Riege der KünstlerInnen, Musiker und SchauspielerInnen, auf die mehr oder minder tragischen oder bewegten Biografien von Judy Garland, Philip K. Dick, Jean-Paul Sartre, Andy Warhol, Elvis Presley, Johnny Cash oder Johnny Rotten, um nur einige zu nennen. Unstete, unter hohem Leistungsdruck stehende kreative Geister, denen Speed bei der Verrichtung ihrer Arbeit nicht selten enorm half, auch wenn sie dafür teilweise einen hohen gesundheitlichen Preis auszurichten hatten. Dany gerät, wenn er von ihren Leben erzählt, mitunter ein bisschen ins Schwafeln, verliert sein Thema manchmal aus den Augen, in diesem sonst so klar fokussierten Buch. Andererseits ist er selbst auch Künstler. Und sie schillern ja auch so schön, die popkulturellen Geschichten.

Am Ende bringt der Autor sein eigenes ambivalentes Verhältnis zu Drogen in einem lakonisch kritischen Resümee auf den Punkt. Er schreibt: «In dieser abhängigen und auf Abhängigkeiten gebauten Gesellschaft gibt es, allen faszinierenden Möglichkeiten von Drogen zum Trotz, gute Gründe, nüchtern zu bleiben.» Dass das kaum jemand durchhält, ist auf einem anderen Blatt.



HANS-CHRISTIAN DANY: «Speed. Eine Gesellschaft auf Droge». Edition Nautilus, Hamburg 2008. 183 Seiten. Fr. 27.50.